

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 57.

Halle a. S., Dienstag 20. August 1895.

Berliner Bureau: Berlin C, Princesstraße 8.

Telegramme.

Bunzlau, 20. August. Die bekannten Siedesdorfer Wette wurden von einer gewaltigen Feuersbrunst heimgesucht, welche die Ringen und sämtliche Gassen total vernichtete. Der Schaden ist sehr groß.

Wien, 20. August. Freiherr von Cramer, der Sohn des verstorbenen Freiherrn von Cramer-Nürnberg hat anlässlich seiner Großjährigkeitsfeier 200 000 M. zum Besten der Arbeiter gestiftet.

London, 20. August. (Unterhaus.) Bei der Rede des Lord der Landwirthschaft fortwährende Abhilfe nötig sei, mit 286 gegen 105 Stimmen angenommen. Wilmott beantragt ein Amendement, welches bedauert, daß die Regierung keine Wünsche kundgegeben habe, die aus der Arbeitslosigkeit entspringenden Schäden zu mildern. Der Präsident der Zollverwaltung befragte das Amendement als unbillig und erklärte, daß die Regierung bereit sei, jeden Vorschlag in Erwägung zu ziehen. Die Regierung habe sich mit den auswärtigen Mächten in Beziehung gesetzt, um ein gemeinsames Vorgehen in den Gefängnissen herzustellen Artikel fortzubehalten. Die Amendements, sowie die Adresse wurde darauf angenommen.

London, 20. August. Die Explosion im Sander-Hotel wurde durch die Unvorsichtigkeit des Mechanikers verursacht. 15 Personen sind getödtet worden, die Zahl der Verwundeten ist bedeutend.

Sofia, 20. August. Wie aus guter Quelle verlautet, ist die Bande, welche das 1 Kilometer von der Grenze entfernte Dorf Zdobnitsa zerstörte, identisch mit der Bande, welche vor ungefähr 10 Tagen aus Dubnitsa ausbrach und sofort von der Garnison von Dubnitsa verfolgt wurde. Ohne daß ihre Ergreifung gelungen wäre. Die Bande war etwa 150 Mann stark und zog sich in die nächsten Berge zurück. Wie erklärt wurde, ist das Dorf Zdobnitsa fast ganz eingeeicht. Ein großer Theil der Männer verlor sich durch die Furcht, bulgarische Frauen und Kinder sind getödtet worden. Die Bande soll sich hierauf zerstreut haben. Ungefähr 10 Mitglieder derselben sollen in Zabar Bagardschik verhaftet sein und werden vor ein Kriegsgericht gestellt.

Sofia, 20. August. Die türkische Regierung erlangte in einer Note von Bulgarien Genehmigung wegen des Grenzvorfalls bei Dobrak. Die bulgarische Regierung erklärte den diplomatischen Agenten Dimitrow, um der Forderung zu entsprechen, daß die Regierung mit dem Vorfall nichts gemein habe und die allerstrengsten Maßregeln treffen werde, um Wiederholungen dieses Vorfalls vorzubeugen.

Nachträgliches von der Grundsteinlegung zum Kaiser Wilhelm-Denkmal.

Die Feierlichkeiten der Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm den Großen haben einen durchaus erhabenen und würdigen Verlauf genommen. An den äußeren Zurüstungen am Festplatze mochte einiges mit Feig und Necht beanstandet werden. Dieserhalb, diese Vergeltung der Adler auf den Säulen u. s. w. vertragen vielleicht noch das Kameralist der Bühne, aber nicht mehr das helle Tageslicht, zumal an einem so angelegentlich schonen Sonntage, wie der 18. August es war. Dafür entschädigte jedoch die fast wolkende Harmonie der festlichen Veranstaltung selbst. Vorher waren Meinungen geäußert worden, ob das Fest nicht wieder um zu sehr das Gewand einer militärischen Festlichkeit an sich tragen werde. Mit Genehmigung darf aber berichtet werden, daß die bunte Farbensprache der Uniform nur eben soweit sich entwickelte, um zu den dichtesten Reihen der im einfachen Pracht Erscheinenden die erwünschte Mannigfaltigkeit zu liefern.

Der Reichstag mochte durch etwa 70 seiner Mitglieder vertreten sein; voran die drei Präsidenten u. w. von Schmidt und Spaun. Vom preussischen Landtag war nur etwa 50 Mitglieder zugegen. Das Centrum scheint besondere Fürsorge für eine zahlreiche Betsichtigung seiner Mitglieder an dem Feste getroffen zu haben, unter Herrn Nieber's Führung mochten aus der Centrumsfraction des Reichstags und Umhangs etwa 25 Vertreter verammelt sein. Von der freisinnigen Union hatten ihrem Kreispräsidenten Schmidt sonst das Geleit gegeben.

Was die Feier selbst anlangt, so gewann sie sofort die volle Weihe durch die vom Kaiser mit weissen vernehmbarer markiger Stimme verlesene Urkunde die dem Grundstein demnachst eingetragt wurde. Die Urkunde ist von geschickter Hand entworfen; sie trifft die beste Empfindung des Volkes, indem sie dem großen Tödteten um seiner hohen Tugenden willen preist; sie hat für die Erwähnung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Paladine Bismarck, Wolfe, Nosen einen trefflichen Platz gefunden und sie läßt in podender Weise auch das Volk, die Jugendkraft und Enghilffensheit befehlen, als mittheilhaftig an der großen Ergründung der letzten drei Jahrzehnte hervortreten. Insbesondere betont die Urkunde das Denkmal der einmüthigen Willensfundgebung der geschehenden Körper des Reiches seine Entstehung verbandt. Dabei wird sich hoffentlich auch die liberale, demokratische und die radikale Presse befragen, die acht Tage lang mit allem Fleiße dahin strebte, ihrem Letztredigen die unbequelige Vorempfindung einzufloßen, daß das Fest seinen anderen Eindruck machen werde, als ob der Fürst dem Fürsten, der Nachkomme dem Vorfahren ein Denkmal stiftete. In Ergänzung der Urkunde und zur vollen Klarstellung des historischen Gengangs des Sammers an den Kaiser, daß der Reichstagsbeschluss aus dem elementen Willens des Volkes hervorgegangen sei, womit denn doch die Station als Erstes des Denkmal zu ihrem Rechte gekommen war. Dies um so mehr, als die Urkunde und die Ansprache des Reichstagspräsidenten angeht

der verammelten deutschen Fürsten bezw. ihrer Repräsentanten zur Kenntnig gelangten.

So viel Näheres in der Geschichte des Nationaldenkmals bis zur Grundsteinlegung schon enthalten ist: der vorgefertigte Tag berechtigt zu der Erwartung, daß nun aber auch der entscheidende Wendepunkt gekommen sei, von dem ab die Nation ihrer Stiftung froh werden mag, und diese Bedeutung des Tages wäre wahrlich keine nebenläufige. Zunächst dürfte nun angezeit sein, daß dem Reiches ein Modell des Denkmals erbracht würde, so wie es thätiglich geplant ist. Bisher kennen wir nur jenes Modell, dessen Kosten auf 8 Millionen veranschlagt waren. Wie das Denkmal selbst, für das vier Millionen beigestiftet sind, in der vereinfachten Form beschaffen sein soll, entzieht sich noch vorläufig der öffentlichen Kenntnig. Sollte der Plan noch nicht endgültig feststehen, so möge sich der ausführende Künstler namentlich noch zu Herzen nehmen, was Hoptprediger Faber erlässlich der ganzen festlichen Versammlung aus dem Herzen gesprochen hat: das Bildnig in Stein und Erz möge ein Sinnbild der Einfachheit und des schlichten Ernstes sein, jener beiden Tugenden, die der Begründer des Reiches auf die höchsten Höhen emporgehoben, ohne daß ihn andere Gefühle, als die der Liebe und Bewunderung dorthinauf begleiteten.

Die „Börsige Ztg.“ bringt einen Artikel über die Grundsteinlegung des Kaiser Wilhelm-Denkmal, worin es heißt: „Nach Herr Schwemmer, der Grundränder befinden sich unter dem Geleit des Fürsten Bismarck, der sich längere Zeit sehr freundlich mit Minister v. Soller unterhielt. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß Graf Herbert Bismarck sich immer fortwährend mühte, wenn v. Voeltcher in seine Nähe gereth, und ebenso merkwürdig war es, daß von Voeltcher, auch wenn er den Grafen Herbert von Bismarck streifte, ihn gar nicht sah.“

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: „Zu allseitigem Bedauern war der große Kanalar des Söcheligen Kaisers, zu dessen Denkmalen gesten der Grundstein gelegt wurde, bei seinem hohen Alter verhindert, persönlich sich an der Feier zu betheiligen. Wie wir hören, hat Fürst Bismarck auf die Einladung zur Grundsteinfeier, welche Fürst zu Hohenhausen ihm im Allerhöchsten Auftrage überbrachte, Begehren geäußert, mit Rücksicht auf den Zustand seiner Gesundheit sein Nichterscheinen bei Sr. Majestät dem Kaiser zu entschuldigen.“

Die „M. A. Ztg.“ hört, Fürst Bismarck habe auf die Einladung zur Grundsteinfeier, welche der Reichstagskanzler dem Fürsten im Allerhöchsten Auftrage überbrachte, dem Reichstagskanzler geäußert, mit Rücksicht auf den Zustand seiner Gesundheit sein Nichterscheinen bei dem Kaiser zu entschuldigen.

Deutsches Reich.

* Gestern früh nahm der Kaiser im Neuen Palais die Vorträge des Chefs des Geheimen Civil-Cabinet, Wittl. Geh. Rathes Dr. von Lucas, entgegen und begab sich dann mittels Sonderzuges nach Berlin, um der Feierlichkeit der Kriegervereine auf dem Tempelhofer Felde beizumohnen. Vom Tempelhofer Felde nach dem königlichen Schloße sich begibend, hörte Sr. Majestät beistellend die Marine-Vorträge und trat gegen 2 Uhr Nachmittags mittels Sonderzuges die Reise nach Schloß Wilhelmshöhe bei Rahlau an.

* Bei der gestern Mittag auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin stattgefundenen Aufbesichtigung der Kriegervereine, bei welcher 13465 Mann in Front standen, besichtigte Sr. Majestät auch die einzelnen Vereine; dieselben traten zu einem einen Viereck zusammen, worauf der Kaiser in ihrer Mitte Aufstellung nahm und nachdem er „Stillgestanden“ kommandirt hatte, folgende Worte an seine alten Krieger richtete: „Dem Beispiele meines glorreichen Großvaters folgend, haben wir die Erinnerung an den großen Tag von St. Privat mit dem Dank gegen Gott angefangen, daß er mit unseren Waffen gewesen und der geraden Sade zum Siege verholfen. Ohne jedes Gefühl der Selbstüberhebung, in voller Anerkennung der Tapferkeit und Ausdauer, mit der unser Gegner sich schlug, sind wir stolz darauf, daß durch den Sieg unser Vaterland wieder geeinigt worden und es freut mich, so viele allerbährte Kämpfer meines Großvaters hier in Euch zu begrüßen. Möge der heutige Tag für Euch ein neuer Ausgangspunkt sein, um wiederum in friedlicher Weise, Euren alten Fahnen geduldet, den Ihr Euren König geschworen, für unser Vaterland zu arbeiten in Pflege des Respekts vor dem Gesez, in der Pflege der Religion und in der Pflege der Liebe zum königlichen Hause, jedweden Tendenzen, die zum Unstutz führen, entgegenzuarbeiten, in echt soldatischer Manier Euch um Euren König zu schaaren. In besonderer Anerkennung für die Leistungen der Armee vor 25 Jahren habe ich unter dem getrigen Tag eine Verordnung erlassen, in der befohlen wird, daß sämtliche Ritter des Eisernen Kreuzes sich dem Kaiser mit der Zahl 25 aber dem Kreuz zu tragen haben und daß sämtliche Besitzer der Kriegsbändnisse für Schlachten und Gefechte silberne Nigelet auf dem Ordensband erhalten, auf denen die Schlachten und Gefechte, die der Einzelne mitgemacht, verzeichnet sind, damit der, der Euch begehrt, erkennen kann, an welchem Ort Ihr Euch hervorgethan. Aus diesem Beweise mögt Ihr mitnehmen, wie dankbar Mein Herz für Euch schlägt. Ich glaube hierbei soll in Euren Meines Großvaters zu handeln. Und nun geht hin und thut Eure Arbeit, wie ich Euch befohlen.“

Zubehel und befehligt stimmten die alten Krieger in ein dreimaliges Kaiserhoch ein und sangen die Nationalhymne. Der Kaiser richtete den Vorstandemittelweg herauf die Hand und hat sie dahin zu richten, daß die Kriegervereine sich namentlich aus der jüngeren Generation der Kameraden annehmen sollten. Nachdem er dann noch eigenhändig den beiden Militärör-

parren Wölling und Wolmar den königlichen Kronen-Orden 3. Klasse überreicht hatte, rief er den Kriegern noch ein „Adieu Kameraden“ zu, dann trennte er mit seinem Gefolge davon.

* Zum 18. August ist folgende Kabinetserde ergangen: „Ich verleihe denjenigen Jähnen und Stabarten Meiner Armee, welche während des Feldzuges von 1870/71 in Schlachten oder Gefechten und so weiter beziehungsweise bei Belagerungen geführt worden sind, das Band der für diesen Krieg gestifteten Pension und beistimm, daß jedem Bande die Namen der in Betracht kommenden kriegerischen Vorfälle nach Meinen Jähnen diesbezüglich befohlen werden. Die Befehle sind eingeleitet worden. Sie haben die Meiner Ordre der Armee bekannt zu machen. Berlin, den 18. August 1895.“

Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht eine Kaiserliche Ordre, nach welcher anlässlich der 25. Wiederkehr der Siegestage des Befreiers der Kriegsbändnisse, welche an den Hauptkämpfen Theil genommen haben, die Berechtigung verliehen wird, am Bande der Denkmünze die Spange mit dem Namen der entsprechenden Schlacht zu tragen. Solche Schlachten sind: Sadowa, Wörth, Colomby-Neuville, Nonville-Mars-la-Tour, Gravelotte-St. Privat, Beaumont, Noisseville, Sedan, Amiens, Beaune la Rolande, Villiers, Soigny-Boupy, Orleans, Beaugency-Grandant, an der Saline, Rapagne, Remans, an der Magne, St. Quentin, Mont Valerien, die Belagerungen von Straßburg, Paris und Belfort.

* Der kommandierende General der Infanterie v. Seebed (10. Korps) giebt nachfolgendes an ihn gerichtete Telegramm Seiner Majestät des Kaisers: „Berlin, den 18. August. Die Wiederkehr des Jahrestages der Schlacht bei Nonville-Mars-la-Tour läßt Mich heute dankbar der Ruhmeshelden des letzten Jahres an diesem Gedenntage gedenken, und beauftragt Ich Sie, dies dem Armeekorps, bei welchem Sie selbst sich in jener Zeit als Generalstabs-offizier große Verdienste erworben, zum Ausdruck zu bringen.“

* Der „Hamburgische Korrespondent“ hält unläugbar von „psychischer Depression“ des Fürsten Bismarck gesprochen. Ein Straßburger Blatt meinte dazu, diese Worte müßten, nach den Anläß zu urtheilen, die Bismarck in seinem Organ erscheinen lässe, durch Verzeihlichkeit erjaget werden. Hierzu bemerken die „Hamburger Nachrichten“ sehr bezeichnend: Wir möchten ein drittes Wort vorbringen: Wir bitten über unsere politische Entwicklung.

* Nach neueren Nachrichten soll innerhalb der Regierung ein anderes System in der Zeitung der Staatsbesuche beschloßlich sein. Es soll nicht wieder ein Gelehrter, sondern ein der Archivverwaltung kundiger Beamter an die Spitze gestellt werden. Zur Wahrung der wissenschaftlichen Interessen soll ihm ein wissenschaftlicher Beirath beigegeben werden.

* Ein Steuerzuschlag der „Freis. Zeitung“. Das Organ des Herrn Abgeordneten Nieber bereit in seiner Nr. 191 seinen Lesern eine große Uebersetzung; es schlägt eine neue Steuer vor. Es ist eine so seltsame Erscheinung in der „Freisinnigen Zeitung“ einmal einen Steuerzuschlag zu finden, daß darauf besonders hingewiesen werden muß. Freilich handelt es sich nicht um eine Reichs- oder Staatssteuer. Reichs- und Staatssteuer verabschiedet das Richterliche Organ nach wie vor. Es ziemt der Rede von einer neuen Kommunalsteuer, und als solche wird eine „Pflichtsteuer“ empfohlen. Dieses Projekt ist unlersen Standes für die Geschäftsleute, in deren Budgets die Jahresausgaben für Unterhaltung der Straßen eine ganz bedeutende Rolle spielen, wohl der Erwägung werth. Die „Freisinnige Zeitung“ aber geht bei ihrer Empfehlung der Pflichtensteuer von den ihr eigenthümlichen Ansichten aus, daß diese Auflage, auch die Privatwirthschaftlichen und das Fuhrwerk für den landwirthschaftlichen Betrieb treffen müßte. Das Richterliche Organ möchte also die von ihm empfohlene Steuer vor allen Dingen im demokratischen Sinne ausgebildet wissen. In Großstädten aber sind es neben den Fuhrwerkern, die dem öffentlichen Verkehr dienen, fast ausschließlich die Wagen der Spekulanten, der Wirthschafter, der Großmagazine u. s. w., die das Straßenpflaster ausnutzen und abnutzen. Würde also dem Vorschlage der „Freisinnigen Zeitung“ nadergetreten, so müßte die neue Steuer hauptsächlich diese Gewerbetreibenden treffen. Auch was die dem landwirthschaftlichen Betriebe . . . in Großstädten (!) dienenden Fuhrwerke betrifft, so würde der Wunsch des Richterlichen Blattes, der Landwirthschaft eine neue Belastung aufzulegen, nicht in Erfüllung gehen; denn die erwähnten Fuhrwerke dienen in solchen Fällen dem Getreidehandel. Gegen eine Pflichtensteuer für großstädtische Privatwirthschaften wäre nichts einzuwenden.

* Nach der im Reichsanzeiger veröffentlichten Zusammenstellung hat die Produktion von Zucker im Monat Juli betragen beim Holzguder 83 106 Doppel-Zentner, beim raffinierten und Konium-Zucker 219 514 Doppel-Zentner. In der Zeit vom 1. August 1894 bis 31. Juli 1895 ist etwag die Produktion 16 899 100 Doppel-Zentner bezw. 9 910 250 Doppel-Zentner gegen 1/4 705 075 Doppel-Zentner, 8 196 240 Doppel-Zentner in dem gleichen Zeitraum 1893/94. An Zucker-Ausläufen wurde gemessen in der Kampagne 1894/95 an Speisesirup 32 017 Doppel-Zentner und an anderen Abläufen 3 923 550 Doppel-Zentner gegen 38 134 Doppel-Zentner bezw. 3 404 149 Doppel-Zentner in der vorigen Kampagne. Die Menge der verarbeiteten Rüben betrug 145 255 594 Doppel-Zentner gegen 106 443 515 Doppel-Zentner. Die Einfuhr von raffiniertem Zucker belief sich in der Kampagne 1894/95 auf 4 482 Doppel-Zentner, von Holzguder auf 7 390 Doppel-Zentner. In der vorigen Kampagne betrug die Einfuhr von raffiniertem Zucker ebenfalls 4 482 Doppel-Zentner, die Einfuhr von Holzguder 5 999 Doppel-Zentner. Die Ausfuhr weih für 1894/95



Familien-Nachrichten.

Samstag den 17. August 1895, Nachmittag 5 Uhr, erbeut ein ruhiger Tod das Leben meines guten, braven Mannes, unseres lieben Vaters, Schwagers und Großvaters, des Rentiers Otto Unbekannt, 18903

Sein Nachlass wird am 20. August, Nachmittags 4 1/2 Uhr, von der Reichlichen des Stadtgerichtes ausgeteilt. Die Beerdigung findet Dienstag, den 20. August, Nachmittags 1/2 Uhr, von der Reichlichen des Stadtgerichtes aus statt.

Seine Ruhestätte gegen 2 Uhr nach längerem Leiden, der Rentierin an der Pensionärin der Frau des Hrn. Wilhelm Bernhard Höpfer.

Ein Mann von Kopf und Herz, ein ausdauernder Arbeiter, ein vorzüglicher Beamter - so wird der Todte in untern dankbaren Gedächtnis leben.

Salle a. S., den 18. August 1895. Im Namen des Leichengerichtes der Leichen und der Pensionärin. Hr. Becker, Genußaktendirektor.

Stroh. Den.

Berlin, 17. August. (Kont.) Stroh 2,00-2,50 St., den 3,20-5,00 St., per 100 Kilogramm.

Baumwolle und Wolle.

Berlin, 17. August. (Kont.) Baumwolle, 2,00-2,50 St., den 3,20-5,00 St., per 100 Kilogramm.

Metalle.

Berlin, 17. August. (Kont.) Kupfer, 100-110 St., den 120-130 St., per 100 Kilogramm.

Wohl.

Berlin, 17. August. (Kont.) Weizen, 100-110 St., den 120-130 St., per 100 Kilogramm.

Hilfenrichte.

Berlin, 17. August. (Kont.) Getreide, 100-110 St., den 120-130 St., per 100 Kilogramm.

Stärke. Kartoffelmehl.

Berlin, 17. August. (Kont.) Stärke, 100-110 St., den 120-130 St., per 100 Kilogramm.

Fleisch. Butter. Eier. Käse.

Berlin, 17. August. (Kont.) Fleisch, 100-110 St., den 120-130 St., per 100 Kilogramm.

Wohl.

Berlin, 17. August. (Kont.) Weizen, 100-110 St., den 120-130 St., per 100 Kilogramm.

Coursnotierungen der Berliner Börse vom 19. August (Gründungs-Cours).

Table with columns for Deutsche Fonds und Staatspapiere, Ausländische Fonds, Deutsche Hypothekendarlehen, and Bank-Aktien.

Strom-Vertrieb.

Table listing electricity supply companies and their rates, including Berliner Wasserwerke and others.

Deutsche Hypothekendarlehen.

Table listing various mortgage loans with interest rates and terms.

Bank-Aktien.

Table listing bank stocks from various institutions like Deutsche Bank and others.

Bekanntmachung.

Die sämtlichen, bisher noch nicht zur Verlosung gekommenen privilegierten 3 1/2-%igen Reichs-Eisenbahn-Obligationen von 1843 werden im Auftrage des Herrn Finanzministers den Bestehern am 1. März 1896 mit der Aufhebung...

Bekanntmachung.

Die sämtlichen, bisher noch nicht verlosenen 3 1/2-%igen Prioritäts-Eisenbahn-Lit. B., 3 1/2-%igen Prioritäts-Obligationen Lit. E., 3 1/2-%igen Niederländischen Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen der Oberländischen Eisenbahn-Gesellschaft...

Bekanntmachung.

Die sämtlichen, bisher noch nicht verlosenen 3 1/2-%igen Prioritäts-Eisenbahn-Lit. B., 3 1/2-%igen Prioritäts-Obligationen Lit. E., 3 1/2-%igen Niederländischen Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen der Oberländischen Eisenbahn-Gesellschaft...

Bekanntmachung.

Die sämtlichen, bisher noch nicht verlosenen 3 1/2-%igen Prioritäts-Eisenbahn-Lit. B., 3 1/2-%igen Prioritäts-Obligationen Lit. E., 3 1/2-%igen Niederländischen Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen der Oberländischen Eisenbahn-Gesellschaft...

Notationsfund und Verlag von Otto Hiebel, Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.



[Nachdruck verboten.]

Irrwege.

Original-Roman von G. Erlin.

Nur wie durch einen Schleier ſah ſie in das Menſchengeſamte um ſich her. Blöſlich zuckte ſie jäh zuſammen. Kam dort unten nicht eiligen Schrittes der Erwartete daher?

Kein Zweifel! Aber wie ſah er aus?

Sein Geſicht war leichenblaß, ſein Haar verwirrt, den Mantel, trotz der grimmiſchen Kälte, nicht zugeknöpft! Was war geſchehen? Oſte drohte das Herz vor Angſt ſtillzuſtehen.

Er ſah ſie nicht — er ging an ihr vorüber! . . . Ein heftiger Windstoß benahm Elſchen für eine Minute den Athem, dann wurde es wieder ruhig. Fröſtelnd, mit bleichem Antlitze und großen, ſtarrblickenden Augen trat ſie endlich wieder ihren Heimweg an — die erſte Enttäüſchung, das erſte Liebesweh im Herzen. Ihr war's zu Muthe, als blickte ſie erſtaunt in eine neue, ſeltſame Welt, in ein Menſchenleben voll Enttäüſchung und Schmerz, voll Unwahrheit und Trug. Sie liebte ihn — er aber war vorübergegangen, hatte ſie vergeſſen, wollte nicht an das Briefchen denken, in dem er ſiehentlich um eine Zuſammenkunft mit ihr gebeten hatte. Was bedeutete das?

Heiße Thränen ſtiegen in Elſchens unſchuldige Kinderaugen und rollten langſam die Wangen herab.

Erſt auf weiten Umwegen gelangte ſie, etwas beruhigt, aber todtmüde, zu Hauſe an.

Behaglich auf ſein Sopha ausgeſtreckt, eine feine Havanna rauchend, genoß Edgar die Freuden des dolce far niente, als an ſeine Thür gepöckelt wurde, und gleich darauf, ohne einen Hering ruſſ abgewartet zu haben, Willy Tarlatt in's Zimmer trat.

Erichroden fuhr Edgar in die Höhe, als er den Freund erblickte.

„Menſch, um's Himmelswillen, wie ſehen Sie aus?“

„Wie Einer, der ſein Teſtament machen will, nicht wahr, Salten?“

Der Mediziner ließ ſich erſchöpft auf den nächſtſtehenden Stuhl fallen. Um ſeine Augen lagen tiefe Schatten und ſeine Wienen drückten Niedergeschlagenheit und Verzweiflung aus.

„Ich bin ruiniert, Salten, meine Karriere iſt dahin!“

Auf's Höchſte beſtürzt, ſtand Edgar rathlos vor ſeinem Freunde und beſtürmte ihn mit Fragen.

In ſtockenden, ab und zu von Selbſtanlagen unterbrochenen Sätzen erzählte Willy Tarlatt endlich, daß er letztes Mal bei der Waldner hoch geſpielt habe, und daß er an den Bankier Stern bis morgen Mittag 400 Mark Spielſchulden zu zahlen ſich verpflichtet hatte.

Edgar war außer ſich. „Menſch!“ rief er, „wie kann man ſich nur von einer ſo unſeligen Leidenschaft, die Unzählige ſchon ins Verderben gelockt hat, hinreißen laſſen!“

„Sie haben gut reden,“ meinte Willy dazwiſchen, und beſah trübſelig ſeine Stiefelſpitzen. „Sagen Sie mir bloß um's Himmelswillen, Salten, wer mir aus der Paſche hilft! Wer pumpt einem Studenten 400 Mark? Kein Sterblicheres! Und meine Eltern —? Niemals! Alſo was bleibt übrig? Nur eine Kugel!“

Der Mediziner ſagte das Alles ſo monoton, wie eine auswendig gelernte Rede her, während Edgar aufgereggt im Zimmer auf- und abwanderte.

„Ihre Landpartieen machen mich noch verrückter, als ich ſchon bin! Sagen Sie mir lieber, was ich anfangen ſoll. Bei allen Kravattentmachern war ich ſchon — die Bande rückt nichts raus!“

Willy hatte ſich ebenfalls erhoben, war an den Schreibtisch getreten und blätterte zerſtreut in verſchiedenen Schriften herum.

„Sagen Sie mal, Sie Unglücksmenſch Sie, wird denn bei Waldner regelmäßig geſpielt? Und wer veranlaßt denn

eigentlich die Sache? Offen geſtanden, mir kommt das Alles etwas bedenklich vor. Sollte eine Dame wirklich ſo leidenschaftlich ſpielen —? Ich könnte mir das nur erklären, wenn ihr das Glück beſonders günſtig wäre!“

„Weiße ich's, wer das Karnickel iſt, der immer anfängt? Ehe man ſich's verſieht, ſchlägt Einem die Leidenschaft über dem Kopf zuſammen. Gold und immer nur Gold ſtimmt und blinkt vor den Augen! Wer es bekommt, iſt ja ſchließlich gleichgültig. Uebrigens, die Waldner verliert viel und oft; dagegen iſt „Justinus“, der Bankier Stern, dieſer Schuft, der ruhigſte und feierlichſte Spieler, gewinnt fabelhafte Summen. Das Glück ſcheint es beſonders auf ihn abgeſehen zu haben!“

„Das Glück! — hm — hm!“ Edgar zuckte zweifelnd mit den Schultern. „Und der Bankier iſt ihr Freund! Wiſſen Sie, Tarlatt, aus welchen Mitteln die Sängerin den Luxus beſtreitet, der ſie umgibt? Wenn nur nicht —“

„Na, nu hören Sie mal, bitte, wieder auf, ja?“ ſiel der Mediziner ſeinem Freunde ungeduldig in die Rede. „Mir iſt heute Alles ſehr gleichgültig, hauptſächlich aber, wer der Waldner die Schulden bezahlt. Wenn ich nur wiſſte, wer mir meine eigenen bezahlt!“ Er ſah ſeufzend nach der Uhr.

Da es ſchon dunkelte, zündete Edgar die Lampe an, dann trat er an ſeine Kommode und zog ein Käſtchen heraus, das ſeine Baarſchaft enthielt. Er zählte, wobei ihm der Mediziner zuſah.

„Zweihundert . . . dreihundert . . . Das iſt Alles! Ich wollte eigentlich Schulden dafür bezahlen — aber hier, nebeneinander ſie das Geld! Meine laufen nicht davon. Das Fehlende giebt Ihnen jetzt ſchon „Vater Jaack“. Wechſel müſſen Sie ihm natürlich ausſtellen. — „Cigarre gefällig?“ Edgar holte, als ob nichts geſchehen ſei, den Cigarrenfaſten.

„Menſch, Zunge, Du biſt ein verteuſelter Kerl! Ich muß Dich „Du“ nennen, es geht nicht anders. Von heute an ſind wir Brüder, Du Brächteremplar von einem Menſchen! Aber Eines ſage ich Dir, mein Wort darauf: In meinem Leben ſpiele ich nicht wieder Bakkarat!“

Der Mediziner wollte, nachdem er haſtig das Geld an ſich genommen hatte, Edgar von Salten in ſeiner ſtürmiſchen Freude umarmen, doch Jener wehrte lachend ab.

„Alſo Bakkarat ſpielſt Du nicht wieder, aber Roulette vingtet-un und wie die lockenden Teufel ſonſt noch heißen mögen, deſto mehr. Na Du, ein zweites Mal helfe ich Dir nicht wieder aus der Klemme!“

„Daß Dich . . . beißt! Wird der Menſch gleich tragisch! Kommt Zeit, kommt Rath, wenn Du erlaubſt. Das Geld kriegſt Du auch einmal wieder. Jetzt aber verzeihe, daß ich weiterſteigen muß. Erſtens zum Vater Jaack, zweitens — Gott, ich bin wie neugeboren! Salten, altes Haus, leb wohl!“ Der Mediziner nahm Hut und Stock. „Kommſt Du noch ein biſchen in's Cafe Francais nach! Die Freude muß begoſſen werden und um mir Bakkarat abzugewöhnen, muß ich noch „men Stat drefchen!“

„Unverbeſſerlicher Windhund, der Du biſt!“ Edgar ſtrich ſein blondes Schnurrbärtchen und verzog die Mundwinkel zu einem Lächeln. Während er dann den Freund hinausgeleitete, wünſchte er ihm noch viel Glück auf den Weg. — ob er aber in's Cafe nachkomme, wiſſe er noch nicht ſicher.

Edgar beſchäftigte der Gedanke an die Spielhölle bei Ellen Waldner. Wenn der Bankier Stern immenſe Summen gewann, hatte die Sängerin allen Grund, ihre zeitweiligen kleinen Verluſte zu verſchmerzen. Dann war es auch kein Wunder, warum ſie ſo leidenschaftlich zu ſpielen vorgab, dann war das Räthſel gelöſt. Sollte die Sache nicht ganz rein ſein —? Ihn verließ der einmal gefaßte Verdacht nicht wieder und er nahm ſich vor, den nächſten Geſellſchaftsabend bei der Waldner zu beſuchen, um zu beobachten. Er wollte Gewißheit haben.

Edgar griff nach einem Buche, um zu leſen, doch bald warf er es wieder weg. Alles langweilte ihn. Womit ſollte er ſeine Zeit hinbringen? Es ſiel ihm ein, daß er ſich heute noch gar

nicht nach Käthes Befinden erkundigt hatte. Ein Blauder-
stündchen mit Verlovs dünkte Edgar gerade jetzt eine angenehme
Abwechslung zu sein, deswegen beschloß er, seinen Wirthsleuten
einen kleinen Besuch zu machen.

Schon im Korridor tönte ihm aus dem Wohnzimmer Ver-
rov's Gesang entgegen; als Edgar aber an die Stubenthür
pochte, antwortete drinnen Niemand. Offenbar war sein Klopfen
überhört worden. Leise und vorsichtig öffnete er nun die Thüre,
um sich zu überzeugen, wer im Zimmer sei. Aber wie erstaunte
er über das Bild, das sich seinen Blicken darbot:

Auf einem durch zwei große übereinander gestellte Holzkränze
errichteten Podium stand Käthe in Balltoilette. Malerisch hatte
sie einen langen weißen Schleier, augenscheinlich den Brautschleier
ihrer Mutter, über ihr helles Kleid drapirt, ihr aufgelöstes blondes
Haar hing in reizender Unordnung um ihr erglühendes Ge-
sicht und um ein paar große, in Begeisterung sprühende Augen.
Auf dem Kopfe trug sie einen etwas schief sitzenden Maiblumen-
kranz. Den rechten, entblößten Arm emporgehoben, sang sie,
während sie im gegenüberhängenden Spiegel wohlgefällig ihr
phantastisches Bild betrachtete, die Ballade aus dem „Fliegenden
Holländer“: „Traft ihr das Schiff im Meere an.“

Edgar konnte nicht länger das Lachen verbeißen und fast
unhöflich ließ er seiner Heiterkeit die Zügel schießen.

„Fräulein Käthe, eine Senta im Ballkostüm und Braut-
schleier! Verzeihen Sie, ich mag wohl ungezogen sein, aber Sie
sind auch zu komisch, Fräulein Käthe!“

Edgar von Salten war in's Zimmer getreten und jetzt erst
bemerkte er Adah, halb im Schatten am Fenster sitzend. Sie
hatte die Arbeit beiseite gelegt und schaute bescheiden lächelnd
ihrer Schwester zu.

Mit vertraulich freundschaftlicher Höflichkeit begrüßte der
junge Mann Adah, sobald sein Blick aber auf Käthe fiel, mußte
er unwillkürlich lächeln.

Zuerst war Käthe, als sie sich beobachtet sah, erschrocken zu-
sammengefahren; dann stieg sie würdevoll von ihrem Podium
und, um ihre Beschämung und Verwirrung über die plötzliche
Ueberraschung nicht zu verrathen, versuchte sie ebenfalls heiter zu
sein. Doch auf einmal übermannen sie Entrüstung und Mergel
über des jungen Mannes Betragen und dacht an ihn heran-
tretend, sagte sie, mit vor Erregung zitternder Stimme:

„Also so komisch komme ich Ihnen vor, Herr von Salten?
Ah — gut, daß ich das weiß! Aber weswegen bemühen Sie
sich denn zu einer so komischen Person, wie ich es bin? Meine
Unterhaltung kann Sie doch gar nicht interessieren.“

„Aber, Fräulein Käthchen, Sie müssen doch einsehen, daß
eine Senta im Ballkostüm —“

„Bitte, hören Sie auf; warum wollen Sie sich entschuldigen?
Ich bedaure sie eben nur!“ Käthe warf ihrer Schwester, die
sie unterbrechen wollte, einen zürnenden Blick zu.

„Laß' mich nur reden, Adah; was ich sage, ist wahr, und
wen's beleidigt, der mag sich die Ohren verstopfen. Und Sie,
Herr von Salten.“ — jetzt wandte sie sich Edgar zu — „werden
mich anhören — ich mußte ja Ihre Belehrungen so oft mit
anhören.“

„Wir Mädchen erscheinen den lieben Herren der Schöpfung
immer lächerlich, sobald wir es einmal wagen, aus dem „Gänse-
marsche“ herauszutreten, in den uns sogenannte gute Sitte und
Erziehung getrieben haben, ohne daß man uns fragte, ob wir
uns auch dem alltäglichen Bummel der Uebrigen anschließen
wollten oder nicht. Wir haben überhaupt keinen Willen, man
sagt einfach: Das Weib ist zum Gehorchen geboren! Aber wer
hat das zuerst gesagt? Männer haben es gesagt! Und warum —?
Weil sie wohl wissen, daß es sich besser auf dieser Welt lebt,
wenn die Frauen gehorchen! Man sprach uns den Geist ab,
die Gottheit im Menschen, und die Sitte mußte als Dedamant
für solche Frevelthaten dienen. Damit wir uns unserer Macht
nicht beruht würden, spottete man über uns, wenn wir, voller
Sehnsucht nach dem Quell des Wissens, zu den Büchern griffen.
Noch heute, in unserer „aufgeklärten“ Zeit lacht man über die-
jenigen, die da meinen, neben Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten
noch Schätze des Geistes und Wissens sammeln und verwerten
zu dürfen!“

Käthe hatte mit Pathos gesprochen. Jetzt hielt sie hochauf-
athmend inne und in ihren Augen glühte verhaltenes Feuer.

„Ich habe Sie absichtlich nicht ein einziges Mal unterbrochen,
mein Fräulein, weil ich Ihre Meinung ganz kennen lernen
wollte!“ Edgar sprach scharf, während er an Käthe vorbei ins
Leere blickte. „Wenn mein harmloser Scherz von vornhin uns
aber auf das Thema von der Stellung, die das Weib im All-
gemeinen einnimmt, gebracht hat, so wollen wir fortfahren,
unsere Meinung darüber auszutauschen, aber etwas gemüthlicher,
bitte, ja?“

Käthe hatte sich ihres Kranzes und Schleiers entledigt,
wobei ihr Adah behülflich gewesen war, um ihr zugleich zuzu-
flüstern, sie möchte doch schweigen, ihr Benehmen sei eines be-
scheideneren jungen Mädchens nicht würdig. Doch Käthe hatte
trotzig den Kopf geschüttelt. „Ich will nicht bescheiden sein,
war ihre Antwort gewesen. Dann ließ sie sich am Tische nieder.
Dasselbe that Adah, um beim hellen Lampenlicht fleißig an ihrer
Stückerei zu arbeiten.“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Aus Tunis.

Reisezüge von Dr. Erich Freund.

(Einfahrt in den Hafen. — Leuchter der Stadt. — Ein tunesischer
Pferdebahnwagen. — In der Markthalle. — Straßenleben. — Rein-
lichkeit und Ruhe. — Die Bazars und ihre Inhaber. — Im Schloß
des Bey. — Ein trinkgeldbeisender „Oberst“. — Der Bey und seine
Sertlichkeit. — Öffentliche Sitten. — Mustapha, der Ex-Reichskanzler. —
Ritter des „Zähringer Löwen“.)

Tunis, Ende Juli.

Der Reisende, der von Italien nach Tunis strebt, erblickt
als ersten Vorboten der afrikanischen Küste ein kahles Inselchen
mit einem kleinen Leuchthurm. Dann erscheint das Vorgebirge
von Carthago mit den weißschimmernden Häusern des Dorfes
Sidi bou Said, und bald darauf zeigen sich die schlanken Thürme
der Kathedrale, die auf den Trümmern Carthagos errichtet ist.
Man nähert sich La Goulette, der früheren Hafensstadt von Tunis,
und plötzlich weicht der frische Seewind dem glühenden Hauch,
der vom Lande herüberweht. Das ist der heiße Athem Afrikas,
der Sirocco.

Während früher die Dampfer in La Goulette anlegten und
die Passagiere mit einer kleinen Bahn, die sich im Besitze der
italienischen Rhederei-Gesellschaft von Florio-Rubattino befindet,
nach Tunis befördert wurden, haben die Franzosen seit zwei
Jahren einen Kanal eröffnet, der in Länge von einer Stunde
die Lagune von Tunis, den See El Bahira durchschneidet. Für
die Reisenden ist dadurch eine große Bequemlichkeit geschaffen,
denn sie fahren jetzt unmittelbar bis an den Kai von Tunis.
Den Schaden hat La Goulette und vor allen Dingen die ita-
lienische Eisenbahn.

Bevor wir in den engen Kanal einlaufen, nehmen wir den
Lootsen an Bord, der in einem mit vier Negern bemanneten
Boote herankommt. Gleichzeitig betreten die Postbeamten, nach-
füßige Araber in malerischen Gewändern, mit ihnen schwarze
Gepäckträger und zudrinliche Hotelführer das Schiff. Man hat
jetzt den vollen Blick auf das grellweiße Häusermeer von Tunis,
das sich vom Strande bis zu einer Hügelkette, von der die Stadt
im Süden umschlossen wird, emporzieht. Das Dampfboot legt
an, eine Treppe stellt die Kommunikation mit dem festen Lande
her, arabische und schwarze Träger ergreifen die Bagagen und
schleppen sie zur Douane, die höflich und ohne große Beilichtheit
geübt wird. Am bequemsten ist es, sich dann einem Hotel anzu-
vertrauen, dessen Beamter das Nöthige besorgt. Ein deutsches
Gepaar, das sich bei uns an Bord befindet, will Privatlogis
auffuchen und im Nu haben sich sämtliche anwesenden Droschken-
führer der verschiedenen Gepäckstücke bemächtigt und führen
einen erbitterten Faustkampf um die Beute. Rathlos steht
das Gepaar mitten in dem tollen Gemüth, das sich zu einer
allgemeinen Hauererei entwickelt, an der alle am Hafen An-
wesenden vergnügt theilnehmen. Ich sehe nur noch, wie der
Handkoffer von Madame als Wurfgeschöß benutzt wird und
einem stämmigen Neger an den Kopf fliegt, wobei jedenfalls der
Handkoffer mehr Schaden nimmt, als der wollige Dickhädel.
Dann führt mich der Omnibus zu den gaslichen Pforten des
Grand-Hotels.

Der dem Hafen und der Lagune El Bahira zunächst gelegene
Theil von Tunis macht durchaus den Eindruck einer mittleren,
französischen Provinzstadt: unmittelbar neben der Hafendouane
klingelt dem Ankömmling die Pferdebahn entgegen, und wenige
Schritte weiter steht ein allerdings wenig verlockendes Grand
Café de Paris. Ein breiter, baumbepflanzter Boulevard führt

geradlinig bis nach dem Mittelpunkt des europäischen Verkehrs, der Avenue de France. Elegante Läden mit pariser Novitäten, zahllose Cafés und Restaurants nehmen diese Straße ein. Man würde sich in Europa wähnen, wenn sich nicht hie und da über einer Hofmauer der schlanke Hals eines Kameels erhöbe oder auf flüchtigem Weg ein Araber mit nachflatterndem, weißen Burnus über den Kopf dahingalappirte. Ein frappantes Beispiel, wie in Tunis Orient und Occident einander berühren, ohne sich zu stoßen, bieten die vorbeirollenden Sommerwagen des Tramway. Die Kondukteurs sind meist Malteser, die Kuttscher pedrabenschwarze Neger. Im Passagiertraum sitzt neben dem tabellos gekleideten, französischen Beamten ein schmutzbrauner Berber, neben der eleganten Modedame, deren riesige Ballonärmel sich im Winde blähen, die breithüftige Jüdin in ihren engen, um das Knie zusammengeknürten Beinkleidern, die zuderhutförmige Behauptung auf dem Kopfe. Ein junger Lieutenant der Chasseurs d'Afrique klemmt das Monocle ein, starrt ein Araberweib, aus deren schwarzer, das Antlitz dicht verhüllender Gesichtsmaske die dunklen Augen lebhaft hervorleuchten. Ein ganzes Kulturbild — solch ein tunesischer Pferdebahnwagen.

Im modernen Theile der Stadt liegen die Bahnhöfe: der italienische für La Goulette, La Marsa (Residenz des Vens) und Carthago; der französische für Hammam el Bî, Biserta und Algier. In der Rue d'Allemagne erhebt sich ein prachtvolles, sehr zweckmäßig eingerichtetes, neues Postgebäude und nicht weit davon das umfangliche Viereck der Markthallen. Diese, wie alle europäischen Markthallen, sind im Grunde nichts anders als eine solidere, hygienisch überlegtere Nachahmung der türkischen Bazare in denen sich die Läden an überwölbten Wegen zusammendrängen. Das Leben und Treiben in diesen vornehmlich der europäischen Kolonie dienenden Räumen ist besonders zur Vormittagszeit ein ebenso bewegtes, als eigenartiges. Zunächst fällt dem Beschauer auf, daß alle Verkaufsstände von Männern eingenommen werden. In Tunis giebt es also keine Hötterweiber, sondern nur Höttermänner. Die Geschwägigkeit scheint aber nicht am Geschlecht, sondern am Gewerbe zu hängen, denn die Verkäufer vom männlichen Stamme reden meistens ebensoviel, wie ihre Kolleginnen von Berlin und Hamburg. In der Mitte des weiten Hofes erhebt sich der im maurischen Stil kokettirende Fisch-Bavillon. Dort herrscht der meiste Lärm — wiederum tout comme chez nous. Im Hofe lagern, nachlässig dahingestreckt, schmutzige Kameele und in dichten Reihen drängen sich mißmuthige Gel aneinander mit den riesigen Marktförden auf den gedulbigen Rücken. Zwischen der Thierwelt hocken Araber und Neger, zant, feilschen und gerathen sich in die Haare. Der französische Polizist, korrekt und scheinbar waffenlos — er trägt einen Revolver unter dem Rock — mischt sich nur ein, wenn der freundschaftliche Streit in allzugrober Thätigkeiten ansarten will. Durch all diesen Wirwar schreiten mit der Ruhe der Gewohnheit die Damen der europäischen Kolonie und besorgen ihre Einkäufe. Jede hat einen braunen, barfüßigen Verberjungen hinter sich, in dessen seltsam geformten, runden Tragelord die Waaren gelegt werden. Die kleinen Kerle, die sich bescheiden an den Thoren der Markthalle mit den Worten „Madame moi porter“ anbieten, tragen eine sackartige Kapuze über Kopf und Rücken. Ueber die Kapuze ziehen sie die Schnur des Korbes um die Stirn und schleppen so mit dem Kopfe oft ganz beträchtliche Lasten. Kostspielig sind diese kleinen, hübschen und stets vergnügten Dienst-männer nicht. Denn sie geben sich mit ein paar Sous zu frieden, die dann das Kapital bilden für ein am Nachmittag mit einigen Kollegen zu entretendes, kleines Jeu. Sie spielen mit sehr schmutzigen Karten und ungeheurem Eifer ein Hazard-spiel, das mit Pokern eine gewisse Aehnlichkeit zu haben scheint.

Der europäische Theil der Stadt reicht bis zur Porte de Franke, einem alterthümlichen Thorbogen, der architektonisch sehr wirksam die Avenue de France abschließt. Dies war früher die streng verschlossene, militärisch bewachte Hauptforte von Tunis und ihre jezt bei Tag und Nacht weit offen stehenden Thürflügel, über denen die stolze Chiffre R. F. (république française) prangt, bezeichnen den Weg, durch den die abendländische Kultur ihren Einzug gehalten hat. Von der kleinen Place de la Bourse, die sich hinter dem Thor rundet, streben sächerförmig vier Straßen nach den verschiedenen Straßen in denen sich die Hauptflamme der Bevölkerung, die Araber und Mauren, die Malteser und Juden, zusammengeschlossen haben. Die wichtigste dieser Verkehrsadern, die Rue de la Kasbah, führt in unablässigen Zick-Zack durch das Herz des arabischen Quartiers nach der Kasbah, der früheren Citadelle von Tunis. Ein Gang

durch diese Gasse verjezt den Spaziergänger sofort in die bunte Welt des Orients. In malerische, weite, weiße Gewänder gehüllt, den Turban oder den Fez auf dem Haupte, sitzen würdevolle Araber mit gekreuzten Beinen in ihren winzigen Lädchen und Werfstätten und harren geduldig eines Käufers. Behutjam nachscheln voluminöse Syrerinnen vorbei, deren gasienfüllender Corpulenz schwer auszuweichen ist, und stummen Schatten gleich hüchigen verummte Araberfrauen scheu die Mauer entlang. Rechts und links öffnen sich Ausblicke in die den Fremden untersagten Thorbögen einer Moschee oder in mojalikageplasierte Höfe, in denen sich buntgekleidete, lustige Kinder tummeln. Das alles giebt ein Bild, das, so oft es auch geschildert worden ist, seinen ganzen geheimnißvollen Reiz erst ausübt, wenn man es selbst erschaut. Was gerade dem aus Italien kommenden Fremdling sehr angenehm auffällt, das ist die Ruhe auf der Straße, das zurückhaltende Benehmen der Bevölkerung, die Sauberkeit der Häuser. Kein überflüssiges Geschrei der Verkäufer, keine belästigende Neugier und alberne Zudringlichkeit, keine ekelerregenden Schmutzhöhlen, dafür ein ausgesprochener Sinn für gemessenen Anstand und Reinlichkeit in allen Dingen. Man sagte mir einmal als Entschuldigung für das widerwärtige Treiben, das in den schmutz- und lärmgefüllten Straßen Neapels herrscht, Neapel sei schon mehr eine afrikanische, als eine europäische Stadt. Man hat mit diesem leichtsinnigen Aussprüche Afrika schweres Unrecht gethan. Denn wenn die übrigen afrikanischen Großstädte einigermaßen Tunis gleichen, so können die Neapolitaner von den Afrikanern noch Manches lernen. Das unfauberste und überlebensschlechte Quartier von Tunis ist denn auch das der Malteser und Italiener.

Nur in den tunesischen Bazars oder Suf's gebrauche man dieselbe Vorsicht, die in Läden Neapels oder Venedigs angebracht ist. In den engen Abtheilen dieser an bedeckten Straßengängen sich entlang ziehenden Verkaufshallen liegen wahrhafte Schätze an Schmuckstücken, kostbaren Essenzen, prachtvollen Teppichen und Seidenstoffen verborgen. Aber schon der Einkauf einer Kleinigkeit gehört zu den zeitraubendsten und unangenehmsten Aufgaben. Die meisten Händler sprechen und verstehen nicht Französisch. Man ist also auf einen Dolmetscher oder Führer angewiesen, und diesen Herrschaften, die mit den Kaufleuten unter einer Decke stecken, ist erst recht nicht zu trauen. Die wenigen, fremde Sprachen beherrschenden Verkäufer wollen aus diesem Vorzuge besonderes Kapital schlagen und verlangen enorme Preise. Wer unbedingte Sachkenntniß besitzt — es nimmt von allerlei gefälschten Kostbarkeiten! — wer die Geduld hat, drei- bis viermal den Laden zu verlassen und sich ebenso oft wieder zurückholen zu lassen, wer so zäh ist, daß er ungefähr den fünften Theil des ursprünglichen Verlangten bietet und an diesem Standpunkt stundenlang festhält, der wird vielleicht in den Suf's kaufen können, ohne allzu arg überfordert zu werden. Wer aber diese Sachkenntniß nicht besitzt oder aber ungeduldigen Temperamentes ist, der verzichtet besser auf die zweifelhaften Freuden eines Einkaufs im tunesischen Suf.

(Schluß folgt.)

Fritz Reuter und der Krieg von 1870.

Unser großer plattdeutscher Dichter sah in den Ereignissen des Jahres 1870/71 den Traum seiner Jugend verwirklicht. Er selbst betheiligte sich während des Feldzuges mit Liebeswerken für die Kämpfer und Verwundeten. Damals — vor 25 Jahren — entstanden seine letzten ergreifenden Dichtungen „O'ne lütte Gaw für Dütschland“ und „Großmutter, hei is dod.“ Sie erschienen 1870 in den Liedern zu Schutz und Trutz und sind vielleicht die schönsten poetischen Erzeugnisse, zu denen der vaterländische Krieg unsere Dichter begeistert hat. „O'ne lütte Gaw für Dütschland“ schildert in 9 rasch vorüberziehenden Bildern den ganzen Verlauf des Völkerringens; im Vordergrund der Dichtung stehen zwei einfache Bauernjöhne, Hann Jochen und Friedrich Snut, die beide den Heldentod für Deutschlands Ehre finden. Von Gavelotte sagt Fritz Reuter:

„Un 'ne grave Lott was't un ehr Ruf, de schmeckt fur.
 Von unnen up strakt f' un strakt as de Bur,
 Un de, den sei nöthig up Lager un Beit,
 För immer, för immer das Uppstahn vergett.“

Erschütternd ist die Scene, als Friedrich Snut nach Erstürmung des Berges den Freund vermißt, der an seiner Seite gefochten:

Hann Jochen, komm hit! -- Hann Jochen, wo bist?
 Ich seh Di nich, so düster is't. --
 Wo is hei bliwen? -- Sagat! weit dat Rein?
 Hett Keiner minen Hann Jochen sehn? . . .

.. Ich lücht herup, id lücht bendal:
 Oh, wat för Jammer, oh wat för Qual!
 In'n Dod noch raupen sei: Wie herow'n rounn'n
 Dor herow id denn of Hann Jochen funn'n."

Wie lebhaft Reuter den siegenden Vordringen unseres Heeres folgte, beweist auch ein bisher unbekannter Brief, den er damals nebst einem Gedicht an den im Felde stehenden Sohn seines besten Freundes des Oekonomieraths Fritz Peters richtete. Das interessante Schreiben lautet:

Mein lieber Max!

Gottlob, daß Ihr mit dem verdamnten Metz fertig seid! Es ist dort doch wohl die scheußlichste Lage des Krieges gewesen. Ich habe hier von verschiedenen Seiten darüber Schilderungen von Leuten, die davor gelegen haben, erhalten, unter Andern von einem geborenen Rottenader, der beim Mecklenburger Garde-Regiment steht und von dem Obersten des 77. Regiments, der ein paar Häuser weit von uns, sehr bedeutend am Typhus erkrankt, darniederliegt. Nun lese ich aber zu meiner großen Freude, daß schon vor dem vollständigen Abschluß der Kapitulation die eine Division des 2. Armeekorps in vollem Regen des Abends auf Paris abmarschirt ist.

Ich hätte Dir schon viel früher auf Deinen so freundlichen und hübsch geschriebenen Brief geantwortet, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, Dir ein Stückchen Postle mitzubringen, zu dem mich eigentlich Dein Bericht über Gravelotte veranlaßte;* aber bevor so etwas geschrieben und wiederholt durchgesehen und schließlich gedruckt ist, darüber vergeht immer eine geraume Zeit, und um wissen wieder die Deinigen, an welche ich diese Zeilen zur Beförderung sende, wahrscheinlich nicht, wohin sie mein Nachweil schicken sollen.

Die Begeisterung für Eure Thaten vor Metz ging wie ein Lauffeuer durch das ganze Vaterland, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte, Alles jubelte nicht allein über Euren Erfolg und Euren Heldenmuth, sondern Alle, die sich einen Begriff von den Schwierigkeiten Eurer Lage machen konnten, waren voll Enthusiasmus über die Fähigkeit und Aufopferungsfähigkeit der herrlichen Arme, die unter solchen Umständen solche Erfolge erstreiten konnte. -- Ja, mein lieber Sohn, wenn wir uns, wills Gott, gesund einmal wiedersehen, dann lannst Du mit Stolz sagen: Da bin ich auch dabei gewesen! Das ist ein großes Gefühl, welches dem Menschen für alle Zeit und Zukunft als Stab und Stütze sicher zur Seite steht. -- Wir alten Knaben hier in Eisenach thun auch freilich das Unsere, um der Noth im Felde so viel als möglich abzuhelfen, und haben von hier aus schon einige Male Wagensendungen mit warmen Kleidern und Lebensmitteln an unser 2. Bataillon des 94. Regiments abgeandt; aber was will das heißen? Es ist das Scherstein der Witwe wohl gut gemeint, aber doch sehr wenig hilfreich. -- Meine Louise, die Dich recht von Herzen grüßen läßt, hat unser Haus, oben und unten, für Leichtverwundete und Reconvallescenten eingerichtet, sie hat eine Unmasse Erquickungen eingekocht, aber vergebens, es werden keine Kranke in Privatlogis einquartirt und so beschränkt sich denn unsere Pflege auf den Obersten von Contradi, und das auch nur durch etwaige Zuwendungen. Seit 2 Tagen sind wir denn auch mit französischen Gesangenen besetzt, es sollen meist Elasser aus Schlettstadt sein, ich habe sie noch nicht gesehen. -- Heute pfeift die Lokomotive wieder ununterbrochen, ein Zeichen, daß Frankreich wieder bei uns zum Besuch kommt, wir haben uns diesen Besuch wiederholentlich auf unserem vorzugsweise frequentirten Bahnhofe angesehen; aber ich kann nicht sagen, daß derselbe einen wohlthunenden Eindruck auf uns gemacht hat, es sind verkommene Gefellen, diese Juaven und Turkos, und wenn Deutschland noch irgend Ehre im Leibe hat, so wird es in heller Verthätigkeit Gott und Euch auf den Knien danken, daß Ihr uns vor diesen Menschen bewahrt habt. Gestern Abend verbreitete sich hier, durch Berliner Zeitungen hervorgerufen, das Gerücht, es sei auf unseren König geschossen und der Kriegsminister sei verwundet. Ich glaub's aber nicht. Wäre es wirklich der Fall, so wärs für Frankreich das furchterlichste Unglück.

Und nun lebe wohl, mein lieber Max, lehre gesund und wohl in die Arme Deiner Eltern und Geschwister zurück und dann auch in die Deine alten Onkels und seiner Frau.

Gott richte alles zum Besten.
 Eisenach, den 2. November 1870.

Dein Fritz Reuter."

Der Dichter begleitete dieses Schreiben mit einem längeren hochdeutschen Poem, von dem wir hier nur einige, durch ihre Naturstimmung ausgezeichnete Strophen wiedergeben:

*) Gemeint ist „El'ne Lütte Gaw für Düttschland."

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Lebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle Saale, Leipzigerstr. 87.

.. Und sandte auch die Sonne
 Den glüh'nden Gruß hinab,
 Die Sommerwinde küßten
 Der Stirne Fäden ab.
 Und ließ der Sonne Küßen
 Am Tage keine Ruh',
 So winkten doch am Abend
 Die Sterne Schummer zu. . . .
 . . . Deut' ist es anders draußen,
 Deut' zürret die Natur,
 Der Himmel ist verhüllet,
 Von Sonne keine Spur.
 Der Sturm umbraust die Erde,
 Durchwühlt der Bäume Laub
 Und stürmet tausend wieder
 Und brüllt nach neuem Raub;
 Und niedrig streicht die Wolle
 Mit regenschwang'rer Macht,
 Vermischt mit nahem Schreier
 Der Erde lichte Pracht;
 Der Regen stürzt in Güssen
 Auf's bloße Feld hinab
 Und regt mit seinen Thränen
 Des Jahres off'nes Grab. . . "

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Vespprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— In neuem Gewande stellen sich uns mit dem sechsten ausgegebenen ersten Hefte des zwölften Jahrganges die Illustrierten Oktav-Hefte von „Meer Land und Meer“ dar. Sie erscheinen in buntpfarbigem Umschlage nach einem ebenso originellen wie künstlerisch-geistvollen Entwurfe von Professor Paul Höder in München. Aber nicht nur auf die äußere Einkleidung erstreckt sich die Neuerung, welche dem altbewährten Unternehmen zu theil geworden ist. Dürfte die Leitung der Oktav-Hefte von jeher das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, an Gediegenheit, Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der von ihr gebotenen literarischen wie künstlerischen Gaben mehr zu leisten als irgend eine andere mit ihr in Wettbewerb tretende Zeitschrift ähnlichen Charakters, so zeigt sie nunmehr, daß es ihr in der That Ernst ist, bei dem Erreichten nicht stehen zu bleiben, sondern fort und fort an der Vervollkommnung ihres Werkes zu arbeiten. Hieron überzeugt uns schon ein flüchtiger Blick auf den Inhalt des vorliegenden ersten Heftes. Wir finden hier den Beginn eines neuen Romans von Bernhardine Schulze-Smidt, „Pave, der Sünder“, ein Werk, fesselnd in seinem Inhalte und ergreifend in seiner Darstellung an einem künstlerischen Gehalte, wie ihn seit langem nicht mehr ein Erzeugniß unserer einheimischen Erzählungskunst dargeboten haben dürfte. Als heiteres Gegenbild stellt sich ihm eine abgeklärtere vorliegende Erzählung von Robert Misch gegenüber: „Don Juan im Dorfe“, aus der uns die ganze Kernhaftigkeit und Frische süddeutscher Volkslebens entgegenweht. Eine Arbeit aus dem Nachlasse Sachse-Molachs, die Novelle „Turando“, vergegenwärtigt uns die ganze Eigenart dieses jüngst aus dem Leben geschiedenen hochbegabten Schriftstellers. Künstlerische und wissenschaftliche Essays, Etizen, belehrende Darstellungen und kleinere Mittheilungen aller Art bringen uns in bunter Reihenfolge Neues und Interessantes aus fast allen Lebensgebieten. Eine hervorragende Stelle nehmen unter diesen Beiträgen die Erinnerungen an die kriegerischen Heldenthaten unseres Volkes vor fünfzig Jahren ein. Mit dem Worte geht in gewohnter Weise das Bild Hand in Hand, und auch hier — und hier nicht am wenigsten — verräth sich das Bestreben, allen Anforderungen der fortschreitenden Zeit gerecht zu werden. Es gilt das in erster Linie von den vortrefflichen Kunstbeilagen den in Farbenholzschnitt wiedergegebenen Gemälden: „Die ersten Trauben“ von Curt Agthe und „Kasperletheater“ von Th. Kleehaus. Aber auch in den eigentlichen Illustrationen treten uns die Vorzüge des neuen Buntdruckverfahrens entgegen, wie das die farbenprächtigen bildlichen Gekläuterungen zu dem Artikel: „Der Yellowstone National Park“ darthun. An Kunstbeilagen, Einschaltbildern und selbständigen Textbildern werden in dem einen Hefte nicht weniger als fünfzehn Blätter geboten, von denen jedes Anspruch auf den Werth einer künstlerischen Leistung erheben kann. — So eröffnet das erste Hefte der illustrierten Oktav-Hefte von „Meer Land und Meer“ in glanzvoller Weise seinen neuen Jahrgang und erweist sich aufs neue als die vornehmste, am reichsten illustrierte Monatschrift, die nicht nur den seitler eingenommenen Rang unter allen ähnlichen Unternehmungen mit Bravour behauptet, sondern ihrem Ziele der Vervollkommnung mit Riesenschritten näher kommt. Das erste Hefte (Preis 1 Mark) ist in jeder Sortiments- und Kolportage-Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.